Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (2014)

Heft: 1: Auszeichnung gute Bauten Graubünden 2013

Artikel: Die Zukunft des Verschiedenen

Autor: Meister, Urs

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-513599

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Blick von aussen

Die Zukunft des Verschiedenen

Urs Meister

Auf der Landkarte ist Graubünden als scharfkantig geschnittenes Gebiet mit einer Kontur erkennbar, die dem Umriss der Schweiz nicht unähnlich ist. Mit seinem gewaltigen Umfang spannt es sich vom städtischen Norden über die vielen, teilweise abgeschiedenen Täler hin zum mondänen Engadin bis zu den südlichen Zipfeln von Misox und Puschlav. Ein gegen aussen ‹abgeschlossener› Bergkanton, der in sich aber eine Vielzahl von ganz eigenen Gebieten und Kulturen vereint. Gibt es hierbei eine gemeinsame Baukultur auszumachen?

In der Therme Vals erkennt man einen guten Teil der Besucher an den unverhohlenen Blicken auf die Details des Bauwerks als Architekten. Vals gehört mittlerweile zu den Klassikern einer Schweizer Exkursion an Architekturschulen weltweit, doch die Reise der Architektur-Pilger lässt sich mühelos auf den ganzen Kanton ausdehnen. In der Bündner Herrschaft werden Weingüter und in Chur, als städtischem ‹Vorposten› des Unterlands, Vertreter einer skulpturalen Nachkriegsmoderne angeschaut, in den Tälern zeigt sich die zeitgenössische Stein- und Blockbauarchitektur, in Davos die Flachdachkultur oder das Kirchner-Museum, im Engadin besichtigt man mondäne Hotelpaläste und in umgebauten Steinhäusern eingepasste Galerien oder im Puschlav die Palazzi. Dem interessierten Besucher offeriert sich eine hohe Dichte an baulicher Qualität im ganzen Kanton, die ihresgleichen sucht. Dem Flachländer mag die Architektur in den Bergen eine Projektionsfläche sein, die eine – zuweilen – unverfälschte Reinheit in landschaftlicher Unmittelbarkeit demonstrieren darf. Lässt sich nun in der Bündner Architektur eine unverwechselbare bauliche Identität erkennen? Oder spiegelt sich vielmehr die sprachliche Vielfalt der hundert Täler im Reichtum der Baukulturen?

Staumauer Albigna, 2100 m ü.M., erbaut vom EWZ, 1955–59 (in: Clavuot/Ragettli, Die Kraftwerkbauten im Kanton Graubünden).

Lernen vom Bestand

In ihrer wegweisenden Recherche über die Bündner Kraftwerkbauten hatten Jürg Ragettli und Conradin Clavuot Anfang der 1990er-Jahre einen Stein ins Rollen gebracht, dessen Echo heute noch nachhallt.[1] Neben der Architektur der Kraftwerke wurden ebenso Staumauern selbst untersucht und als archaische Artefakte in Szene gesetzt, welche die Landschaft auf einen Schlag neu definierten. Die Arbeit war sicherlich nicht unbeeinflusst von Aldo Rossis Publikation *La Costruzione del Territorio del Cantone Ticino,* in der die Rolle der Siedlung in einem Bergkanton aus dem Blickwinkel des Architekten dargestellt wurde. Das spezielle Interesse an Bauten der Technik und ihrem skulpturalen Potenzial erinnert aber besonders an Paul Virilios famose *Bunkerarchäologie,* eine eigentliche Bauaufnahme der Betonbunker aus dem

Zweiten Weltkrieg am Strand der Normandie.[2] Spätere Untersuchungen von Brücken und Strassenbauwerken von Jürg Conzett weisen in dieselbe Richtung und offenbaren ein unverkrampftes Verhältnis zur gebauten Substanz. Dies zeigt nicht nur eine Lust am Entdecken der regionalen Baugeschichte, die durchaus als Fundus für das eigene Bauen verstanden wird, sondern auch eine ungebrochene Freude am Skulpturalen in der Architektur.
Die reiche Baukultur des Bergkantons dient den Bündner Architekten zweifellos als Nährboden für eine am Ort verwurzelte Architektur. Dem Umbauen von bestehenden Bauten kommt dabei eine höchst interessante Rolle zu. Weiterbauen – ein Begriff, der in den 1930er-Jahren geformt wurde und damals konkret auf die Umsetzung der Moderne in die behäbige Schweizer Baukultur zugeschnitten war[3] – gilt heute in ganz anderer Weise als Leitmotiv im Umgang mit dem Bestand. Nach den in den 1980er-Jahren noch verhärteten Denkmustern der Denkmalpflege, wo zwischen Alt und Neu klar kontrastierende Verhältnisse zu schaffen wa-

Stallscheunen auf Castelas im Surses, Fotografie von Lucia Degonda (in: Giovanoli, Alpschermen und Maiensässe in Graubünden).

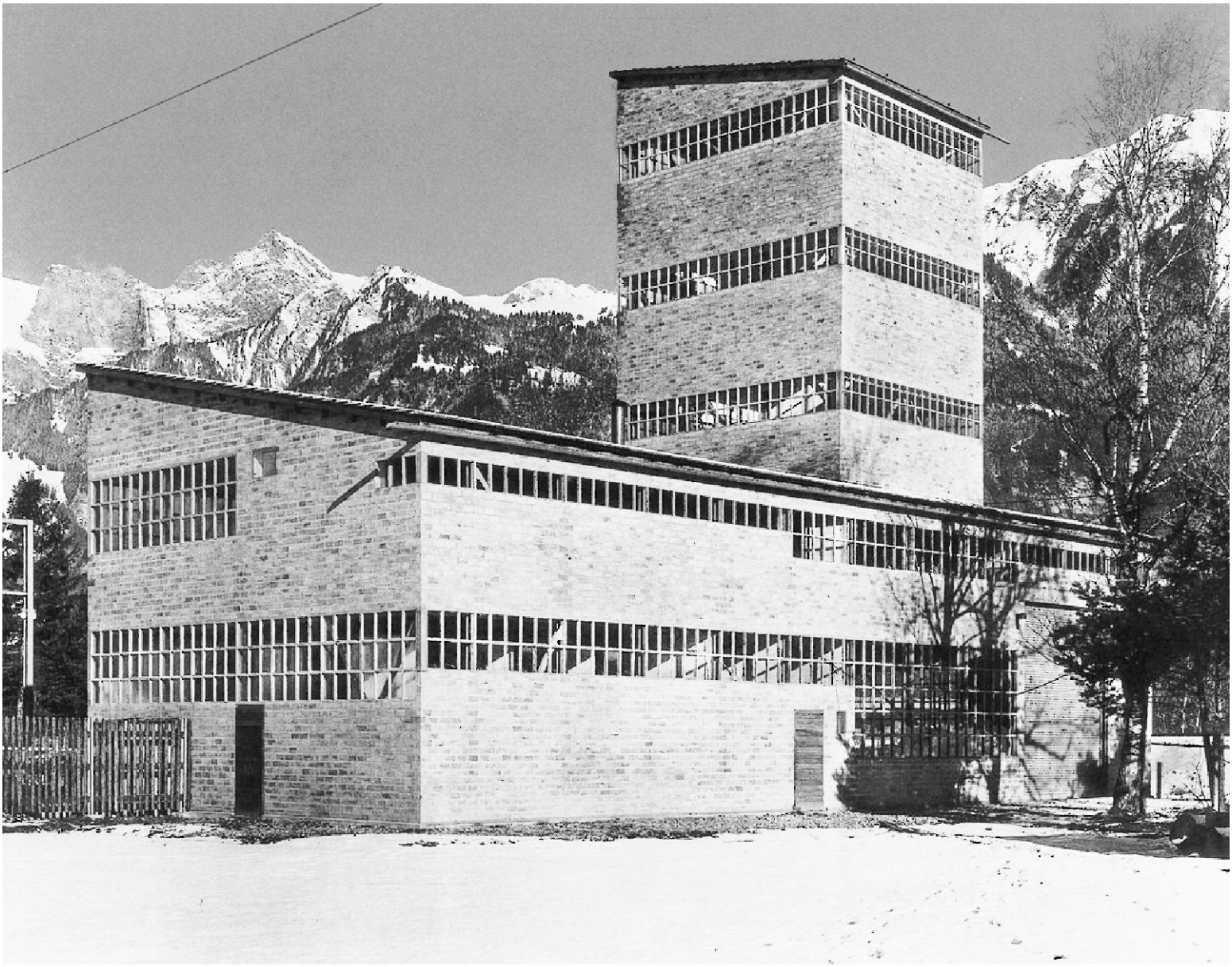
Engadinerhaus in Samedan, datiert 1792 (Foto: Urs Meister).

ren, hat sich heute zunehmend eine Haltung etablieren können, die man als organisch bezeichnen kann.
Die bestehende Substanz, ihrerseits meist schon mehrfach erweitert oder umgebaut, darf heute getrost als gewachsenes Material betrachtet werden, das häufig in einem ersten Schritt entschlackt werden muss, um es dann neu formen zu können. Weiterbauen können wir als ein zeitgenössisches Weiterstricken eines Musters oder einer Sprache auslegen, die im gelungenen Fall zu einer neuen Gesamtheit führt. Wie weit dies in der Interpretation selbst mimetische Züge annehmen darf, lässt sich aus der jeweiligen Situation erörtern. Sich mit derart starken Bauten auseinanderzusetzen gibt auch die Möglichkeit, von der Tradition zu lernen: von der Stellung des Baukörpers in der Landschaft oder im gebauten Kontext, von seinem meist kompakten Zuschnitt, seinem inneren Dispositiv und seiner Raumdramaturgie bis hin zur Lichtführung und Logik der Materialverwendung. Welch ein Kosmos stellt etwa das steinige Engadinerhaus dar – ein beispielhaft starker Bautypus mit einer kräftigen Hülle, die eine Vielfalt an Räumen beherbergt. In die äusserste Putzschicht geritzte Sgraffitti kontrastieren in ihrer Dünnheit die Übertiefe der soliden Mauer. Diese ‹Zeichnung der Haut› verleiht dem Haus eine besondere Ausstrahlung und steigert die starke Präsenz des Baukörpers.

Das Dreieck von Konstruktion, Struktur und Tektonik

In Graubündens heutiger Baukultur manifestiert sich eine grossartige kulturelle Dichte und Qualität auf engem Raum, die sich einem überaus engagierten Berufsstand verdankt. Die Besinnung auf die kulturelle Eigenart und auf eine sorgsam gepflegte bauliche Substanz bietet dafür eine unschätzbare Ausgangslage. Wenngleich von einer einheitlichen Sprache der zeitgenössischen Bündner Architekten keine Rede sein kann, lässt sich dennoch eine verwandte Haltung ablesen. Die Auseinandersetzung mit der Landschaft und Topografie ist selbstverständlich, ebenso die Referenz an die gewachsene Substanz und das Erbe.

Unterwerk Landquart, Georg Brunold, 1930 (in: Clavuot/Ragettli, Die Kraftwerkbauten im Kanton Graubünden).



Am deutlichsten aber wird der Beitrag im handwerklich inspirierten Einsatz des Baumaterials ersichtlich. Das Material, ob Holz, Stein, Beton oder Putz, ist oftmals zentraler Ausgangspunkt für die Bauten, die aus ihm heraus entwickelt und konstruiert werden. Dies wird in den Gebäudehüllen manifest, in den Übergängen vom Sockel zur Fassade, in der Behandlung der Gebäudeecken, den Fensteranschlägen, den Dachabschlüssen, und durchwirkt den ganzen Bau bis in die Innenräume. Dafür ist ein starkes Augenmerk für das konzeptionell gedachte Detail im Werkzeugkasten von Bündner Architekten und Architektinnen unerlässlich. Dies macht die erstellten Bauten sowohl handfest und dauerhaft als auch ausdrucksstark und schön. Das Baumaterial wird nicht zelebriert und zur Schau gestellt, wohl aber sinnhaft als unerlässlicher Teil des Ganzen eingesetzt.
Kenneth Frampton hat in seinen *Reflexionen über die Reichweite des Tektonischen* festgestellt, dass «das Gebaute primär eine Konstruktion und erst in zweiter Linie ein abstraktes, aus Fläche, Volumen und Plan bestehendes Gebilde ist»[4]. Damit sprach er sich sowohl gegen den abstrakten Ansatz der Moderne aus wie gegen Robert Venturis Verständnis der Architektur als einer Ansammlung von Zeichen und brachte den Begriff der Tektonik wieder in die Diskussion ein. Tektonik, die Lehre vom Fügen der Teile, versteckt sich grundsätzlich als ein Kernthema in der Baukunst. Frampton stellte klar, dass Architektur etwas Dinghaftes ist, etwas Physisches und Hergestelltes – und dies auch aufzeigen muss. Architektur soll Widerstand leisten gegenüber dem rein technischen und rein formalen und sich mit vollem Augenmerk dem Gesamten widmen.
Entsprechend können wir das Material als Baustein oder auch als Vokabular der Architektur verstehen, das richtig eingesetzt werden muss, damit seine Aussage oder sein Ausdruck verständlich werden. Damit baukünstlerisch ein eindeutiger Ausdruck entsteht, ist sinngemäss der Satzbau, also die Anordnung der Dinge, entscheidend. Der Ton oder Rhythmus unterscheidet sich je nach Fertigkeit der Autoren und zielt schliesslich auf einen Zusammenklang der Teile zu einem Gesamtgebilde. Glückt diese Gesamtheit und hält der Spannungsbogen über die verschiedensten Aspekte des Gebauten, dann sprechen wir von Architektur – unabhängig davon, welche Sprache sie spricht.
Eine derart ausgerichtete Architektur braucht nicht nur den Architekten, sondern ebenso den kongenialen Handwerker, einen verbündeten Meister, um zur Baukultur zu werden. Erst das Zusammenspiel von Gedachtem, Entworfenem und ebenbürtig Her-

gestellem ergibt ein Produkt, das als Ganzheit stehen kann. Vergleichbar anderen Bergregionen wie dem Appenzell, dem Rheintal, Vorarlberg oder Südtirol, in denen insbesondere das Zimmerei- und Schreinerhandwerk seit jeher sehr eigenständig kultiviert wurde, hat das Handwerk im Bündnerland traditionell ein hoch stehendes Niveau. Dass darauf zurückgegriffen werden kann, erweist sich als Glücksfall. So ergibt sich, zusammen mit der Arbeit an der Struktur, welche von Architekt und Ingenieur bestenfalls gemeinsam entwickelt wird, ein Dreieck von Konstruktion, Struktur und Tektonik, dessen Protagonisten der Handwerker, der Ingenieur und der Architekt sind. Zusammen bilden sie das Fundament der neuen Bündner Architektur.

Links: Hotel Kursaal Maloja Palace zwischen den Alpweilern Cadlägh und Cadmaté, Aufnahme des Fotostudios Meisser, um 1910 (Staatsarchiv Graubünden).

Die Arbeit am Ort

Gibt es eine regionale Architektur? Was sich zurzeit in guten Beispielen in Graubünden manifestiert, ist eine Architektur, die sich in den Kontext – sei dieser ein kleinteilig dörflicher, ein dichter städtischer oder ein schroffer landschaftlicher – nicht nur einfügt, sondern ebenso versucht, ihn neu zu prägen. Weniger die Region, sondern der ‹Ort› als «jene Totalität, die aus konkreten Dingen mit materieller Substanz, Form, Oberfläche und Farbe gebildet wird»[5], wird als Basis einer Architektur verstanden, die im Vorgefundenen oder Gewachsenen Qualität sucht und daselbst Reibungsflächen findet. Für Friedrich Achleitner hat der Ort unter anderem mit «Speicherung und Spuren, Überlagerung, Komplexität, Gleichzeitigkeit, Unverwechselbarkeit»[6] zu tun. Damit wird er spezifisch, einzigartig. Es gibt ihn nur einmal, aber er verlangt, dass er erkannt und gelesen wird.
In ihrer Verwirklichung ist Architektur gleichsam an einen Ort gefesselt und dazu verdammt, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Achleitner schlägt allerdings vor, dass wir uns abgewöhnen sollten, Regionen architektonisch zu interpretieren, da die Definition des Regionalen stets ein intellektuelles und oftmals ideologisches Konstrukt bleibt, und folgert lapidar: «Da Architektur ein altertümliches, ja archaisches Medium und an den Ort gebunden ist, hat das Regionale genügend Gelegenheit, in sie einzudringen.»[7] So nimmt beispielsweise das 1969 von Otto Glaus, Ruedi Lienhard und Sep Marti erbaute Konvikt in Chur wenig architektonische Referenzen der Region auf und steht demgegenüber anderen brutalistischen Bauten in Europa ausge-

Konvikt der Bündner Kantonsschule in Chur von Otto Glaus, Ruedi Lienhard & Sep Marti, 1969 (Archiv gta, ETH Zürich).

sprochen nahe – wie auch die zeitgleich erbaute Heiligkreuzkirche von Walter M. Förderer oder die Hochhäuser im Lacuna-Quartier von Thomas Domenig. Gleichwohl prägt das Konvikt – einem unverrückbaren Felsen in der steilen Talflanke vergleichbar – den unmittelbaren Ort und ist nicht mehr von seiner Stelle wegzudenken.[8]

Das alpine Bauen schöpft seine Kraft wohl am stärksten aus seiner ebenso schwierigen wie attraktiven Lage. Dadurch erlangt es wegweisenden Charakter für die zeitgenössische Architektur – eine Art *Slow food* im Kontrast zum banalen internationalen

Mainstream; eine Autorenarchitektur unbeirrter Kämpfer, die in den Tälern der vermeintlich alpinen Brache für eine Zukunft des Verschiedenen und der Differenz sorgen. Der Kanton Graubünden besitzt heute eine ausserordentlich vitale Architekturszene, die ihre Energie nicht zuletzt einem regen Austausch mit dem Unterland verdankt. Eine der wenigen Konstanten der Bündner Architekten (und der wenigen Architektinnen) ist die Tatsache, dass sie ihre Ausbildung allesamt in der Fremde absolvieren, um danach zurückzukehren – oder erst einzuwandern. Der Virus ihrer Architektur wurde weniger in einer eigenen Schule kultiviert denn aus der Distanz aufgebaut. Umgekehrt aber sind die Bündner Architekten in der Lehre mittlerweile an Architekturschulen von Mendrisio, Liechtenstein, Winterthur bis Zürich ausserordentlich gut vertreten und sorgen dafür, dass der Geist der Berge ins europäische Flachland zieht.

Urs Meister ist Professor an der Universität Liechtenstein und führt mit Johannes Käferstein ein Architekturbüro in Zürich.

Endnoten

1 Conradin Clavuot und Jürg Ragettli, *Die Kraftwerkbauten im Kanton Graubünden*, Chur 1991.

2 Paul Virilio, *Bunker archéologie*, Paris 1975.

3 «Weiterbauen» 1934–1936 als Beilage zur Schweizerischen Bauzeitung erschienen, ein «Diskussionsblatt für die Probleme des Neuen Bauens und verwandter Gebiete»

4 Kenneth Frampton, *Grundlagen der Architektur, Studien zur Kultur des Tektonischen*, München 1993.

5 Christian Norberg-Schulz, «Das Phänomen Ort», in: *Genius Loci*, Mailand 1979.

6 Friedrich Achleitner, «Ort und Zeit», in: *Region ein Konstrukt. Regionalismus eine Pleite?*, Basel 1997.

7 Ebd.

8 Siehe auch: Michael Hanak, «Skulpturale Nachkriegsmoderne in Chur», in: *Bündner Monatsblatt*, 1/2013.